

Denkanstöße

Die Universität – ein rationaler Mythos?

Georg Krücken

Der Artikel unternimmt den Versuch einer produktiven Auseinandersetzung mit Rationalität und als Mythos als zwei gegensätzlichen Konzeptionen von Universität. Darauf aufbauend wird ein Konzept der gesellschaftlichen Einbettung von Universitäten und ihrer Bezüge zur Umwelt entwickelt. Dieses theoretische Fundament gibt Anlass, vier für die Hochschulforschung zentrale Themenbereiche – Wandel der Wissenschaft, Studierende und Absolventen, Innovation und Transfer sowie Governance und Organisation – mit ihren jeweiligen Prozessdynamiken zu beschreiben sowie Fragen für eine soziologisch fundierte Hochschulforschung zu formulieren. Der Artikel stellt die ausgearbeitete Fassung meiner Antrittsvorlesung dar, die ich am 15. Oktober 2012 an der Universität Kassel gehalten habe.

1 Die Universität: Rationalität versus Mythos

1.1 Einführung

Die Frage, die in diesem Text gestellt wird, lautet: Ist die Universität ein rationaler Mythos? Die Schwierigkeit dieser Frage besteht darin, dass Rationalität und Mythos der Universität zwar gleichermaßen in der einschlägigen Literatur thematisiert werden, allerdings als unüberwindliche Gegensätze, ohne den Versuch einer produktiven Verbindung, wie der Titel andeutet. Über den gegenwärtigen Reflexionsstand hinausgehende Überlegungen zu einer möglichen Verbindung werden in zwei Teilen entfaltet. Im ersten Teil werde ich klassische Ansätze zur Rationalität der Universität skizzieren sowie eine Kritik hieran, die die Rationalität der Universität lediglich als Mythos versteht. Beide Konzepte – die Universität als Inbegriff der Rationalität und die Universität als Mythos – stehen sich antithetisch gegenüber. Von beiden Konzepten werde ich mich im zweiten Teil abgrenzen, indem ich eine Umwegstrategie vorschlage. Diese Perspektive beginnt nicht mit Rationalität, sondern vielmehr mit indirekten Handlungsfolgen, die in komplexe Prozessdynamiken einmünden. Sie wird anhand konkreter Forschungsbereiche der Hochschulforschung skizziert, wie sie gegenwärtig am INCHER-Kassel weiterentwickelt und zum Teil neu geschaffen werden. Am Ende des zweiten Teils wird der Ertrag einer solchen Perspektive im Hinblick auf die Ausgangsfrage knapp benannt.

Seit der Gründung der Universität Bologna im Jahr 1088 stellt die Universität eine historisch einzigartige Erfolgsgeschichte dar. Ausgehend von oberitalienischen Städten findet man Universitäten heutzutage nicht nur in Europa, sondern weltweit. Einer der

ersten Schritte der ehemaligen Kolonialstaaten in Afrika und Asien war es, eigene nationale Universitäten zu gründen. Unter den 193 Mitgliedsstaaten der Vereinten Nationen gibt es nur wenige, die nicht zumindest über eine Universität verfügen. Der Hochschulforscher Clark Kerr hat einmal eine grobe Rechnung erstellt, derzufolge mehr als 80 Prozent der Organisationen, die es weltweit gegenwärtig gibt und die eine Geschichte von mehr als 500 Jahren aufweisen, Universitäten sind (*Kerr 2001, S. 115*). Andere Organisationen, die hierzu gehören, sind etwa die römisch-katholische Kirche, verschiedene Orden und Brauereien, die häufig zusammengehören, sowie einige wenige Banken und Versicherungen. Produzierende Unternehmen, Staaten, supranationale Einrichtungen und andere heutzutage so wichtige Organisationen sind historisch eher jüngeren Datums, zum Teil sogar deutlich jünger. Worin ist nun diese außerordentliche Erfolgsgeschichte begründet? Man sieht es Universitäten sicherlich nicht an, dass sie zu den robustesten und erfolgreichsten Institutionen der Gesellschaft zählen. Schließlich handelt es sich um eine Institution, deren Regeln und Insignien von außen bizarr anmuten: Man denke hier an die wissenschaftliche Publikation als „Währung“ in einem dezentralen, selbstorganisierten Netzwerk ganz ohne zentrale Kontrolle, die geringen Möglichkeiten der Karriere innerhalb der Organisation, die Karrieresprünge nur durch Organisationswechsel zulassen, sowie Talare oder Doktor- bzw. Graduiertenhüte.

1.2 Merkmale von Rationalität und Mythos

Universitäten erscheinen vor allem aus Sicht der Philosophie als Verkörperung von Rationalität. Sie sind Hort und Keimzelle des gesellschaftlichen Fortschritts, indem sie wissenschaftliche Rationalität zum zentralen Wert erheben. Historisch war insbesondere die Distanz zur Religion, aber auch zu anderen gesellschaftlichen Bereichen erforderlich. Man denke hier an die Charta der englischen Royal Society von 1662 als erster Wissenschaftsgesellschaft: „not Meddling with Divinity, Metaphysics, Moralls, Politicks“ (zitiert nach *Proctor 1991, S. 33*). Die im 17. Jahrhundert entstehenden experimentellen Naturwissenschaften und der im 18. Jahrhundert im Zeitalter der Aufklärung sich durchsetzende Erkenntnis- und Fortschrittsgeist stellen die Grundlage für ein epochal neues Menschen- und Gesellschaftsbild dar. Philosophen, die sich mit der Rolle der Universität beschäftigen, konvergieren von Immanuel Kant bis Karl Jaspers darin, in der Universität die Verkörperung gesellschaftlicher Aufklärungsideale zu sehen. Diese Einschätzung findet ihr Pendant auf Seiten der Soziologie, allerdings wird hier die Funktion der Universität gesellschaftsbezogen hergeleitet, nicht aus der besonderen epistemischen Qualität des in der Universität erzeugten wissenschaftlichen Wissens. So besteht die Funktion der Universität im Rahmen des Strukturfunktionalismus darin, den gesellschaftlich zentralen Wert der kognitiven Rationalität treuhänderisch zu verwalten (*Parsons/Platt 1973*), und Daniel Bell sieht in Universitäten bereits 1973 die zentrale Institution der herausziehenden post-industriellen Wissensgesellschaft (*Bell 1973*).¹

¹Zur Fortführung der Diskussion um Universitäten in der Wissensgesellschaft vgl. *Stichweh (2006)*.

Dieses sehr emphatische Rationalitätsverständnis im Hinblick auf die Universität musste historisch deutliche Korrekturen erfahren. Universitäten waren keineswegs immer ein Bollwerk gegen totalitäre und offen wissenschaftsfeindliche Tendenzen. Dies musste z. B. Ernst Cassirer, einer der großen Philosophen des 20. Jahrhunderts und ehemaliger Rektor der Universität Hamburg, am eigenen Leib erfahren. Cassirer, der wie kaum ein anderer die aufklärerischen Rationalitätsideale vertrat, musste als deutscher Jude 1933 nach England emigrieren. Sein großer Gegenspieler in der deutschen Philosophie der 1920er Jahre, Martin Heidegger, wurde in dem Jahr, in dem Cassirer emigrieren musste, neuer Rektor der Universität Freiburg, wo er gleich zu Beginn eine in der Grundtendenz nationalsozialistisch inspirierte Rede zur Selbstbehauptung der Deutschen Universität hielt.² Nicht ganz so drastisch, aber in der Tendenz nicht weniger nachhaltig wurden die sehr hohen Erwartungen an die Rationalität der Universität, wie sie von den US-amerikanischen Soziologen Parsons und Bell formuliert wurden, enttäuscht. Zwar kam es nicht zu den von vielen Soziologen angenommenen gesellschaftlichen Spannungen und Konflikten aufgrund der massiven Expansion des Hochschulsektors, die zu einer historisch nie dagewesenen Zahl an Hochschulabsolventen führte. Die erwarteten negativen Effekte von „over-education“, ein entstehendes akademisches Proletariat und gesellschaftliche Unruhen durch hoch qualifizierte, aber beruflich perspektivlose Hochschulabsolventen, blieben weitgehend aus.³ Jedoch erfüllten sich bei weitem nicht alle Fortschritts- und Rationalitätserwartungen der soziologischen Gesellschaftstheorie an die Institution der Universität. Auch wenn die Expansion des Hochschulsektors die zunehmende Einbeziehung breiterer sozialer Schichten zur Folge hatte, konnten empirische Studien immer wieder zeigen, dass die von Bell, Parsons und anderen vertretene Annahme, dass es sich beim Hochschulsystem um ein meritokratisches, rein an individuellen Leistungen orientiertes rationales System handele, das der Gesellschaft insgesamt ihren Stempel aufdrücke, die Realität nur begrenzt widerspiegelt.⁴ Soziale Ungleichheiten spielen auch hier eine wichtige Rolle, sei es beim Zugang, sei es bei den Karrieremöglichkeiten von Hochschulabsolventen in Wissenschaft und Gesellschaft. Die Rationalität des Gesamtsystems wurde zunehmend in Zweifel gezogen, nicht nur im Bereich von Lehre und Ausbildung, sondern auch im Bereich der Forschung, die immer tiefer immer kleinteiligere Rätsel löst, während grundlegende Probleme von Mensch und Gesellschaft (Armut, Krankheit, Umwelt) weiterhin bestehen bleiben (vgl. *Weingart 2001*, insbesondere *Kap. 3*).

²Cassirer und Heidegger kamen 1929 zu einem viel beachteten Streitgespräch in Davos zusammen, dessen Ergebnisse und Wirkungen nun von Peter E. Gordon aufgearbeitet wurden (*Gordon 2012*). Dabei zeigt er, dass die rationalitätskritische Grundstimmung Heideggers den Zeitgeist bei den jüngeren Teilnehmern deutlich besser trifft als die in der Tradition der Aufklärung stehenden Überlegungen Cassirers.

³Zur Kritik der Debatte um „over-education“ vgl. auch *Teichler (1999)*.

⁴Für eine ausgewogene und empirisch gesättigte Darstellung des Verhältnisses von zunehmender Inklusion und nach wie vor bestehenden sozialen Ungleichheiten vgl. die international-vergleichende Untersuchung von *Shavit et al. (2007)*.

Diese kritischen Einschätzungen zur Rationalität der Universität leiten über zu der Frage, ob sie in Wirklichkeit gar nicht gegeben ist, sondern vielmehr einen Mythos, eine große Erzählung, eine der griechischen Mythologie gleichen Geschichte von uralten Kräften darstellt, die der rationalen Argumentation gar nicht zugänglich ist. Einer solchen Lesart zufolge stehen sich Rationalität und Mythos antithetisch und unversöhnlich gegenüber. Man findet sie besonders pointiert bei *Cassirer (1949)*. Ausgangspunkt seiner Argumentation ist die in der griechischen Philosophie begründete Unterscheidung von Mythos und Logos. Diese Unterscheidung ist im Kern auf Platon zurückführbar. Bei ihm waren, wie von *Brisson (1998)* in seinem Buch „Plato the Mythmaker“ eindrucksvoll gezeigt, Mythos und Logos noch ineinander verwoben und zwei Seiten legitimer diskursiver Praxis. Mythen, wie das von Platon in seinen Dialogen beschriebene Atlantis, sind in eine orale Form der Überlieferung eingebettet, die von Generation zu Generation tradiert wird. Dieses Verständnis von Mythen spielte vor allem in der ethnologischen Forschung des 20. Jahrhunderts eine Rolle. Ebenso wie bei Platon ging es hier nicht um die im modernen Sprachgebrauch übliche Assoziation von Mythos und Unwahrheit, sondern um die Rekonstruktion symbolisch vermittelter sozialer Beziehungen über die Analyse oraler Kultur.⁵ Dem gegenüber nimmt *Cassirer (1949)* die Unterscheidung von Mythos und Logos zum Ausgang, um sich vor dem Hintergrund der europäischen Aufklärungstradition sowie den Erfahrungen des Nationalsozialismus kritisch mit dem Mythos des Staates und anderer gesellschaftlicher Erscheinungen auseinanderzusetzen. Mythisches Denken wird ihm zufolge in der Gegenwart absichtsvoll in die Welt gesetzt, durch Propagandisten und Ideologen, die im Staat ihr Hauptbetätigungsfeld sehen, um nicht rational begründbare, unangemessene und gefährliche Mythen in die Welt zu setzen. Dem steht die Rationalität der Wissenschaft antithetisch gegenüber, und es ist Aufgabe der Philosophie, diese Mythen zu bekämpfen und das Licht der Aufklärung in das Dunkel der politischen Mythologie zu bringen. Geht man so vor wie Cassirer, stellt die Frage „Die Universität – ein rationaler Mythos“ eine geradezu unsinnige und nicht aufzulösende Paradoxie dar.

1.3 Zur Verbindung von Rationalität und Mythos

Man kann aber auch anders ansetzen, um gerade am Beispiel der Universität die innere Verbindung von Mythos und Rationalität aufzuzeigen. Ich denke hierbei weniger an den deutschsprachigen Diskurs zum „Mythos Humboldt“ (*Ash 1999*). Sehr viel weitergehender und weit über den nationalen Bezugsrahmen Deutschlands hinaus sind die Überlegungen des amerikanischen Soziologen John Meyer zum Thema (vgl. *Krücken/Drori 2009*). Meyer zufolge sind auch moderne Gesellschaften kaum ohne die Analyse der in ihr vorherrschenden Mythen zu verstehen. Die bereits bei *Max Weber (1920, 1922)*

⁵Die literaturwissenschaftlichen und religionsphilosophischen Arbeiten von René Girard stellen hier insofern eine besonders interessante Weiterentwicklung der Mythenforschung dar, als er rein textanalytisch arbeitet, um Facetten des seines Erachtens ubiquitären Gewaltmythos herauszuarbeiten (vgl. *Girard 2005*).

herausgearbeiteten, vermeintlich harten Kernelemente okzidentaler Rationalität werden von ihm als Mythen, als große, sinnstiftende und handlungsleitende Erzählungen verstanden. Fortschritt, Zweckrationalität und individuelle Entwicklungsfähigkeit stellen rationalisierte Mythen dar, die ebenso wenig wie in anderen Gesellschaftsformationen kritisch hinterfragt werden und die zur gesellschaftlichen Integration beitragen.

Universitäten spielen in diesem Ansatz eine zentrale Rolle. Meyer vertritt die These, dass die Universität vor allem deshalb eine zentrale und immer wichtiger werdende gesellschaftliche Institution ist, da in ihr die Mythen der Moderne – Fortschritt, Zweckrationalität, individuelle Entwicklungsfähigkeit – in besonderer Weise verkörpert werden (*Meyer/Schofer 2007*). Diese Mythen werden insbesondere durch internationale Organisationen wie die Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) oder die *Organisation der Vereinten Nationen für Bildung, Wissenschaft und Kultur* (UNESCO) und global wirksame Modelle verbreitet, die als wichtige Triebkräfte der weltweiten Hochschulexpansion gelten. Man erwartet sozio-ökonomischen Fortschritt und Rationalisierungsschübe durch die Bildung von Individuen, ohne die tatsächlichen Effekte und die tatsächliche Rationalität dieser Expansion kritisch zu hinterfragen. Hier setzt Meyer als quantitativ ausgerichteter Soziologe an, indem er Berechnungen zu den Zusammenhängen zwischen Hochschulentwicklung und wirtschaftlicher Entwicklung anstellt. Meyers Berechnungen zufolge sind diese Zusammenhänge alles andere als eindeutig. Die globale Hochschulexpansion hat nicht in allen Staaten und weltgesellschaftlichen Regionen zu Wirtschaftswachstum geführt, und in vielen Fällen ist der Zusammenhang gar negativ. Damit wird die vermeintliche Rationalität der Universität, wie sie von Seiten der Philosophie und Soziologie sowie zunehmend auch der Ökonomie vertreten wird, Meyer zufolge zu einer reinen Glaubensangelegenheit. Die Rationalität der Universität wird als Mythos entzaubert.

Ich halte den von Meyer vertretenen Ansatz für überaus anregend und weiterführend, nicht nur im Hinblick auf die Frage dieses Beitrags. Der Ansatz verbindet abstrakt-theoretische Reflexionen zur modernen Gesellschaft, ihren Grundlagen und Entwicklungstendenzen mit einer empirisch-quantitativen Forschungsausrichtung. Diese Kombination ist in der Soziologie und der Hochschulforschung leider selten, und in ihr sehe ich ein erhebliches Potenzial für zukünftige Analysen zum Thema „Hochschule und Gesellschaft“. Zur Beantwortung der Frage des Beitrags sind Meyers Überlegungen zum Mythos der Rationalität jedoch aus zwei Gründen problematisch.

Erstens ist der zugrunde liegende Rationalitätsbegriff alles andere als eindeutig. Die in der Soziologie aus gutem Grund streng voneinander getrennten Ebenen von individueller, organisatorischer und gesamtgesellschaftlicher Rationalität werden hier nicht mit der notwendigen Klarheit getrennt. Ist es, um in unserem Beispiel zu bleiben, für die Universitätsorganisation, die in ihr Tätigen oder die Gesamtgesellschaft rational, dem Mythos

von Fortschritt und Rationalität zu folgen? Ebenso stellt sich die Frage, ob individuelle oder kollektive Akteure den in ihrer gesellschaftlichen Umwelt verankerten Mythos unreflektiert übernehmen oder ob sie sich strategisch-zweckrational dazu verhalten. Werden, um ein Beispiel zu nennen, von Universitäten und Instituten Logos kreiert, weil dies heutzutage gängige Praxis ist, ohne dass dem ein komplexer, deliberativer Entscheidungsprozess zugrunde liegt, oder liegen der Kreierung von Logos strategische Zielsetzungen zugrunde? Die letztgenannte Frage nach den Motivationsgrundlagen eröffnet eine Fülle von unterschiedlichen Antworten und wissenschaftlichen Anschlussmöglichkeiten, die von Kognitionsforschung mit ihrer Betonung unbewusst ablaufender Prozesse bis zur strategischen Managementforschung reichen. Auch die Frage nach der gesamtgesellschaftlichen Rationalität wird in der Analyse von Meyer und Schofer (2007) nur im Hinblick auf den ökonomischen Nutzen gestellt. Das ist soziologisch jedoch viel zu eng gedacht, zudem müsste man sich stärker mit den wissenschafts- und innovationsökonomischen Arbeiten von Paula Stephan (2012), Edwin Mansfield (1991) und anderen beschäftigen, die hier zu anderen Ergebnissen gelangen und durchaus einen nicht unerheblichen Nutzen der wissenschaftlichen Forschung konstatieren.

Das zweite Problem der an Meyer anschließenden Lösung, die Rationalität der Universität als Mythos zu begreifen, sehe ich darin, dass diese Lösung ersichtlich im Rahmen einer heute in der Soziologie so nicht mehr vertretenen „grand theory“ entwickelt wurde. Hintergrund ist offensichtlich die vor allem in den 1960er und 1970er Jahren vertretene Modernisierungstheorie mit ihren starken Annahmen von Fortschritt, Entwicklung und Rationalität und dem zugrunde liegenden Funktionalismus. Meyer grenzt sich hiervon ab, indem er diese Annahmen als Mythen dekonstruiert, während der Funktionalismus in kritischer Lesart beibehalten wird. Da diese Annahmen sowie deren funktionalistische Grundlage in der Soziologie seit den 1970er Jahren erheblich an Bedeutung verloren haben, verliert auch das kritische Abarbeiten an der Modernisierungstheorie an Bedeutung. Dies macht den Weg frei, sich auf andere Grundlagen zu begeben, um die Frage „Die Universität – ein rationaler Mythos?“ zu beantworten. Den Weg, den ich zur Beantwortung einschlagen möchte, besteht darin, eine Umwegstrategie zu wählen, die im zweiten Teil skizziert wird.

2 Rationalität versus Mythos?: Umwege und Perspektiven

2.1 Beziehungen zwischen Universität und gesellschaftlichen Umwelten

Die zur Beantwortung der Frage „Die Universität – ein rationaler Mythos?“ eingeschlagene Umwegstrategie besteht darin, wie bei den zuvor benannten Parsons, Bell, Meyer und anderen soziologischen Theoretikern den analytischen Primat in der gesellschaftlichen Einbettung von Universitäten und den vielfältigen Bezügen von Universitäten und ihren gesellschaftlichen Umwelten zu sehen. Ein gemeinsamer Bezugspunkt in Form gesellschaftlicher Rationalität wird dabei jedoch fallengelassen. Der Verzicht auf

ein umfassendes Konzept gesellschaftlicher Rationalität ist darin begründet, dass ein solches Konzept in der Soziologie aus unterschiedlichen Gründen kaum noch vertreten wird. Einheitliche Vorstellungen von Rationalität, wie sie noch im Rahmen philosophischer Theorien der Gesellschaft vertreten wurden, wurden schon bei Niklas Luhmann nachhaltig dekonstruiert und in unterschiedliche und nicht mehr aufeinander abbildbare Systemrationalitäten zerlegt (vgl. *Luhmann 1973, 1997*). Die Rationalität des Politischen ist eine andere als die der Wissenschaft, und beide differieren erheblich von derjenigen des Wirtschaftssystems. Soziologisch betrachtet gibt es keinen archimedischen Punkt zur Beobachtung gesellschaftlicher Rationalität. Es handelt sich vielmehr um ein beobachterrelatives Konstrukt, das unterschiedlichen und sich zum Teil diametral gegenüberstehenden gesellschaftlichen Wahrnehmungen und Einschätzungen unterliegt. Ein allgemeines und übergreifendes Kriterium – wie Wahrheit, Gerechtigkeit oder Effizienz – zur Bestimmung von Rationalität gibt es aus soziologischer, die gesamte Gesellschaft in den Blick nehmender Perspektive nicht; solche Kriterien sind allenfalls Teilrationalitäten – hier: des Wissenschaftssystems, des Rechtssystems, des Wirtschaftssystems – und deren Hypostasierungen.

Zugleich wird auch kein am Individuum und seinen Intentionen ansetzender Rationalitätsbegriff vertreten. Vielmehr geht es mir um primär nicht-intentionale, zumeist indirekte Handlungs- oder Kommunikationsfolgen und die hieraus erwachsenden Verkettungen und Prozessdynamiken. Handlungstheoretisch kann man hier an *Robert K. Merton (1936)* und *Jon Elster (1987)* ansetzen und von den nicht-intendierten Folgen intentionalen Handelns, in einer darüber hinausführenden Perspektive gar von der Transintentionalität des Sozialen sprechen (vgl. *Greshoff et al. 2003*). Schon bei *Max Weber (1988, S. 524)* wurde die „*Paradoxie der Wirkung gegenüber dem Wollen*“ betont. Aber auch jenseits der Handlungstheorie bestehen hier interessante Ansätze, die es in der Hochschulforschung stärker zu berücksichtigen gilt. Theoretisch besonders vielversprechend erscheint mir der Zugang von John Padgett und Walter Powell in ihrem kürzlich erschienenen Buch „*The Emergence of Organizations and Markets*“ (*Padgett/Powell 2012*). Hier geht es um die Entstehung von neuen Formen der Handlungskoordination wie Organisation und Märkten, mit anderen Worten um das Problem der Emergenz. Zu diesem Zweck integrieren sie evolutionstheoretische Erkenntnisse aus der Biologie und das Konzept der Autokatalyse aus der Biochemie in einen sozialwissenschaftlichen Bezugsrahmen. Auch wenn die hier diskutierten Folgewirkungen nicht immer zur Entstehung von Neuem führen, so ist der bei Padgett und Powell eingenommene Fokus auf transintentionale Verkettungen und Prozessdynamiken für die folgenden Ausführungen von hoher Bedeutung.

Dass dieser Zugang gerade für Universitäten geeignet ist, zeigt sich am Beispiel der wissenschaftlichen Forschung. Allen Rationalisierungs- und Steuerungsbemühungen zum Trotz lassen sich wünschbare Ergebnisse häufig erst im Umweg, sozusagen als

Nebeneffekt erzielen. In seiner Wissenschaftssoziologie prägte Merton hierfür den Begriff „serendipity“. In dem kurz nach seinem Tod veröffentlichten Buch „The Travels and Adventures of Serendipity“ hat Merton mit viel historischem Material die verschlungenen Wege der Wissensproduktion nachgezeichnet (Merton/Barber 2004). Mit dem Begriff bezieht sich Merton auf ein kaum bekanntes persisches Märchen, in dem die Reisen und Abenteuer von drei Prinzen aus Serendip (der alten persischen Bezeichnung für das heutige Sri Lanka) beschrieben werden. Die Prinzen kamen immer wieder vom Weg ab, und dadurch, dass sie vom Weg abkamen, erlebten sie ungeahnte Abenteuer, in denen sie in der Auseinandersetzung mit nicht Vorhergesehenem und Zufälligem laufend neue Entdeckungen machten und neue Einsichten gewannen. Diese Metapher nutzend, stellt Merton heraus, dass auch die Wissenschaft in sehr weiten Teilen einer solchen Reise ähnelt. Ein schönes Beispiel für „serendipity“ ist die Entdeckung des Penicillins durch Alexander Fleming, der bei einer liegen gebliebenen und nicht weiter beachteten Arbeit an einer Bakterienkultur feststellen musste, dass sich zwischenzeitlich ein Schimmelpilz gebildet hatte, der die Bakterienvermehrung eingedämmt hatte. Der immer noch lange Weg zur Herstellung und Nutzung des Penicillins begann also mit einem Zufall, der eine ungeheure Prozessdynamik auslöste, die wiederum von zahlreichen Umwegen und Kontingenzen geprägt ist. Erst ex post lässt sich diese Geschichte als rational rekonstruieren. Die Frage, ob es für Wissenschaft und Gesellschaft insgesamt rational ist, auf „serendipity“ zu setzen, lässt sich selbstverständlich nicht mit einem Einzelbeispiel beantworten. Gleichzeitig ist das der Stoff, aus dem Mythen der freien wissenschaftlichen Arbeit und der wissenschaftlichen Kreativität gestrickt werden, mit dem Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler gerne die Notwendigkeit der Autonomie begründen und alle Versuche der externen Steuerung und Leistungskontrolle abzuwehren versuchen. Dass es auch andere Beispiele gibt – man denke etwa an die sehr erfolgreiche Wissenschaftssteuerung beim Manhattan-Projekt, das zum Bau der Atombombe führte – sollte man trotz des im Akademischen gepflegten Autonomie-Mythos auch nicht vergessen.

2.2 Aufgabenbereiche der Hochschulforschung

Im Folgenden möchte ich anhand von vier für die Hochschulforschung zentralen Themenkomplexen – „Wissenschaftlicher Wandel“, „Studierende und Absolventen“, „Innovation und Transfer“ sowie „Governance und Organisation“ – den möglichen Ertrag einer Perspektive verdeutlichen, die die indirekten und weitverzweigten Prozessdynamiken im Hochschulbereich als Ausgangspunkt nimmt, um solchermaßen die Frage „Die Universität – ein rationaler Mythos?“ zu beantworten.⁶ Diese vier Themenkomplexe ergeben sich aus der gesellschaftlichen Einbettung von Universitäten und

⁶Diese vier Themenkomplexe entsprechen der mit dem Wechsel der Institutsleitung verbundenen Restrukturierung der Forschung am INCHER-Kassel entlang der vier Arbeitsbereiche „Wissenschaftlicher Wandel“, „Studierende und Absolventen“, „Innovation und Transfer“ sowie „Governance und Organisation“.

dem damit verbundenen Blick auf das Gesamtsystem, seine innere Struktur und seine Bezüge zu anderen gesellschaftlichen Bereichen. Mit dem Bereich „Wissenschaftlicher Wandel“ ist die Forschungsfunktion der Universität angesprochen. Diese spielt seit der Etablierung und Ausdehnung des von Humboldt'schen Universitätsmodells eine zentrale Rolle. Sie ist vielfältigen Veränderungen unterworfen, wie die seit ca. zwei Jahrzehnten geführten Diskussionen um einen „Neuen Modus der Wissensproduktion“ (*Gibbons et al. 1994; Nowotny et al. 2001*) belegen. Zudem ist diese Funktion nicht nur auf Universitäten beschränkt, sondern wird von einer Reihe anderer Einrichtungen (öffentliche außeruniversitäre Forschungseinrichtungen, Industrielaboratorien, Fachhochschulen, Think Tanks etc.) ebenfalls erfüllt. Deshalb liegt der Fokus in diesem Arbeitsbereich auf der Gesamtökologie des Wissenschafts- und Hochschulsystems. Mit dem Bereich „Studierende und Absolventen“ ist eine weitere klassische Funktion der Universität, die in Lehre und Ausbildung besteht, angesprochen. Auch hier sind gegenwärtig hoch interessante Veränderungen zu konstatieren, denn insbesondere durch den Bologna-Prozess wird nicht nur die Bedeutung der Qualitätssicherung von Studium und Lehre aufgewertet, sondern auch die Übergänge zwischen Schule und Hochschule sowie Hochschule und Beruf geraten verstärkt in den Fokus. Mit diesen beiden Arbeitsbereichen sind die beiden klassischen Missionen der Universität angesprochen, nämlich Forschung und Lehre, und beide Bereiche müssen im Kern der Hochschulforschung stehen.

Die über Forschung und Lehre vermittelten Beiträge zur gesellschaftlichen und insbesondere wirtschaftlichen Entwicklung sind zumeist indirekter Natur. Aufgrund hoher Unsicherheiten zwischen der universitären Forschung und Lehre einerseits, ihrer Nutzung durch andere gesellschaftliche Akteure andererseits, steht die so genannte dritte Mission seit den 1980er Jahren verstärkt auf der Agenda der Hochschulen und der Hochschulpolitik. Hier geht es um die Erwartung direkter Beiträge zu den gesellschaftlichen Umwelten, in die Universitäten eingebettet sind. Dabei geht es vor allem um den direkten Transfer von Wissen und Technologien, die in Universitäten erzeugt wurden, in Wirtschaftsunternehmen, mit dem Ziel, technische Innovationen hervorzubringen. Darüber hinaus spielen aber auch soziale Innovationsprozesse sowie der Transfer und die Zusammenarbeit mit anderen gesellschaftlichen Akteuren, insbesondere aus Staat und Zivilgesellschaft, eine Rolle. Derartige Aufgaben, die über Forschung und Lehre hinausreichen, sind im Arbeitsbereich „Innovation und Transfer“ zusammengefasst. Der vierte Arbeitsbereich, „Governance und Organisation“, bezieht sich auf ganz unterschiedliche Fragen der Steuerung komplexer Hochschulsysteme und -organisationen. Dieser Arbeitsbereich ist für die drei zuvor genannten Arbeitsbereiche von zentraler Bedeutung, da in allen Bereichen neue Steuerungs- und Organisationsmodelle erprobt werden, die eine Angleichung der Universität als einer „spezifischen Organisation“ (*Musselin 2007*) an andere Organisationstypen zur Folge hat. Hieraus resultiert ein rascher Wandel im Hinblick auf die Restrukturierung von Verwaltungs- und

Managementaufgaben sowie die Organisation und Steuerung von Forschungs-, Lehr- und Transferprozessen, der eine Reihe transintentionaler und indirekter Effekte nach sich zieht. Alle vier Arbeitsbereiche sind für die Hochschulforschung von zentraler Bedeutung. Zudem weisen sie Schnittstellen zu anderen interdisziplinären Forschungsbereichen auf, die für die Weiterentwicklung der Hochschulforschung und ihre Positionierung in benachbarten interdisziplinären Forschungsfeldern von hoher Bedeutung sind. Der Bereich „Wissenschaftlicher Wandel“ ist auf den regen Austausch mit der Wissenschaftsforschung angewiesen, der Bereich „Studierende und Absolventen“ mit der empirischen Bildungsforschung, der Bereich „Innovation und Transfer“ bezieht sich auf Fragestellungen und Ergebnisse der Innovationsforschung, ebenso wie der Bereich „Governance und Organisation“ deutliche Bezüge zur allgemeinen Governance- und Organisationsforschung hat. Quer zu diesen Arbeitsbereichen stehen Fragen der Internationalisierung und Globalisierung sowie der sozialen Ungleichheit, wobei letztere auch die Dimensionen „gender“ und „diversity“ einschließt. Die von mir eingenommene Perspektive, die von der gesellschaftlichen Einbettung von Universitäten und daraus abgeleiteten Aufgaben und Strukturmustern ausgeht, ist dezidiert soziologisch. Dennoch ist völlig offensichtlich, dass nur in der Zusammenarbeit mit anderen Disziplinen wie der Geschichtswissenschaft, der Pädagogik, der Politikwissenschaft, der Psychologie, der Rechtswissenschaft und den Wirtschaftswissenschaften Fragen zu transintentionalen Effekten und deren Prozessverläufen im Hochschulbereich beantwortet werden können. Darüber hinaus gilt, dass die interdisziplinäre Hochschulforschung sich vor allem im kontinuierlichen Austausch mit anderen interdisziplinären Forschungsgebieten wie der Wissenschafts-, Bildungs-, Innovations- und Organisationsforschung weiterentwickeln kann. Und schließlich müsste man auch, wie dies etwa die zuvor erwähnten Padgett und Powell in ihren neueren Analysen tun, Ergebnisse aus den Naturwissenschaften rezipieren und hier enger kooperieren, wobei ich dies allerdings eher als langfristige Perspektive für die Hochschulforschung sehe.

2.2.1 Wissenschaftlicher Wandel

Hinsichtlich des Themenkomplexes „Wissenschaftlicher Wandel“ kann man die Bedeutung transintentionaler und indirekter Folgen sowie die hieraus resultierenden Prozessdynamiken gegenwärtig gut am Beispiel der Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder studieren.⁷ Ziel des 2005 gestarteten Förderprogramms ist die Stärkung der universitären Spitzenforschung. Versucht man, von dieser Intention her die Wirkungen dieses Programms zu analysieren, so steht man unüberwindlichen Schwierigkeiten gegenüber. Diese sind nicht nur darin begründet, dass der Zeitraum noch nicht ausreicht, um zu überprüfen, ob es tatsächlich zu einer Stärkung der universitären Spitzenfor-

⁷Die folgenden Ausführungen basieren auf Analysen, die in Arbeitspapieren und Publikationen des Instituts für Forschungsinformation und Qualitätssicherung (iFQ) sowie der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (BBAW) erschienen sind, sowie eigenen Beobachtungen.

schung gekommen ist und wie nachhaltig diese ist. Gravierender ist die Komplexität des Gegenstandes, die es kaum erlaubt, unter Verzicht auf Kontrollgruppen eindeutig abgrenzbare Ursachen und eindeutig abgrenzbare Wirkungen zueinander in Beziehung zu setzen. Möglicherweise ist das jedoch nicht der entscheidende Punkt, denn man kann sicher festhalten, dass die Exzellenzinitiative die Wettbewerbsorientierung verstärkt hat – und zwar auf ganz unterschiedlichen Ebenen, auf der individuellen Ebene, auf der Organisationsebene sowie auf der Ebene des gesamten Hochschul- und Forschungssystems. Hieraus resultieren indirekte Folgen und Prozessdynamiken, die für das deutsche Hochschulsystem sicherlich folgenreicher sind als der isolierte Blick auf die Frage, ob die universitäre Spitzenforschung tatsächlich nachhaltig gestärkt wurde. Hierzu zählen etwa die fortschreitende vertikale und horizontale Differenzierung des Hochschulsystems, das Verhältnis von Forschungs- und Lehrorientierung innerhalb und zwischen unterschiedlichen Hochschulorganisationen, Veränderungen der Kooperationsmuster zwischen universitärer und außeruniversitärer Forschung, die Beziehungen zwischen den Fächern, zwischen Individual- und vernetzter Forschung sowie zwischen Wissenschaft und Wissenschaftsmanagement. Derartige Effekte und Dynamiken sind prinzipiell unabgeschlossen. Dennoch fällt es der Hochschulforschung leichter, diese in der Zeit zu beobachten als die Exzellenzinitiative im Hinblick auf ihren Zielerreichungsgrad zu evaluieren. erinnert sei allerdings auch daran, dass die Bewertung dieser Dynamiken und Effekte beobachterabhängig ist und aus Sicht der Soziologie kein einheitliches und übergreifendes Kriterium zur Verfügung steht, mit dem sie sich bewerten ließen. Ich sehe dies allerdings nicht als Schwäche, im Gegenteil: Man kann solchermaßen zugleich den unterschiedlichen Deutungsmustern unterschiedlicher gesellschaftlicher Akteure gerecht werden und Distanz zum hochschulpolitisch aufgeladenen Diskurs, seiner Positionierung in Befürworter und Gegner wahren.

2.2.2 Studierende und Absolventen

Der Themenkomplex „Studierende und Absolventen“ bezieht sich vor allem auf die Lehr- und Ausbildungsfunktion von Hochschulen.⁸ Von zunehmender Bedeutung sind dabei die Beziehungen zwischen Hochschulabsolventen und Arbeitsmarkt, und auch hier zeigt sich der Ertrag einer von transintentionalen und indirekten Effekten ausgehenden Perspektive. Untersuchungen zu Hochschulabsolventen weisen immer wieder auf die direkten Effekte des Hochschulstudiums hin, sei es für den Einzelnen, sei es für die Gesellschaft. Ökonomisch würde man hier von der Bildungsrendite aufgrund der Bildung von Humankapital sprechen, d.h. höheren Verdienstmöglichkeiten aufgrund von mit dem Bildungsniveau steigender Produktivität – in Meyers Worten also einem durchaus

⁸Insbesondere der Bereich der Absolventenstudien ist ein schon seit Längerem besonders starker Forschungsbereich am INCHER-Kassel. In Kooperation mit zurzeit 78 Partnerhochschulen werden im Kooperationsprojekt Absolventenstudien (KOAB) zurzeit jährlich ca. 120 000 Hochschulabsolventinnen und -absolventen ca. 1.5 Jahre nach ihrem Studienabschluss zu Studium und Berufsweg befragt (Stand: November 2013). Vgl. hierzu die Beiträge zu Hochschule und Beruf in *Kehm et al. (2012)*.

wirkmächtigen Mythos. Mit Bezug auf die Humankapitaltheorie hat sich Richard Florida in viel beachteten Studien zu so genannten „Creative Class“ mit den vielschichtigen sozio-ökonomischen Effekten von Bildung auf der regionalen Ebene und in Städten beschäftigt (vgl. *Florida 2002, 2005*). Dabei weist er vor allem auf sich selbst verstärkende Prozessdynamiken hin, die durch eine neue, so genannte Kreative Klasse entstehen. Ihre Mitglieder sind im Bereich wissensintensiver Arbeit beschäftigt und verfügen in der Regel über einen Hochschulabschluss. Durch ihre Tätigkeit tragen sie Florida zufolge sowohl zur Steigerung des Wirtschaftswachstums bei als auch der Lebensqualität in regionalen Räumen, insbesondere Städten. Damit thematisiert Florida die aus der hier eingenommenen Perspektive besonders wichtigen transintentionale Verkettungen und Prozessdynamiken in Städten und Regionen, die weit über die direkt messbaren ökonomischen Effekte der Ausbildungsfunktion von Hochschulen hinausreichen.

Makrosoziologisch betrachtet muss man sich jedoch darüber hinaus die Frage stellen, was es für das Verhältnis von Hochschule und Gesellschaft insgesamt bedeutet, wenn in entwickelten post-industriellen Gesellschaften mittlerweile zwischen 30 und 70 Prozent eines Jahrgangs studieren. Selbst in Deutschland, wo der OECD-Benchmark von 40 Prozent Studierendenquote vor wenigen Jahren noch als unerreichbar galt, liegt die Studierendenquote 2011 bei 55 Prozent.⁹ Dies stellt einen radikalen sozialen Wandel dar, der in einer posthum erschienenen Zusammenstellung der wichtigsten Arbeiten von Martin Trow pointiert unter dem Titel „Twentieth Century Higher Education: Elite to Mass to Universal“ (*Trow 2010*) zum Ausdruck gebracht wird. Es ist klar, dass Hochschulen angesichts der massiven und kontinuierlich voranschreitenden Inklusion breiter Bevölkerungsschichten eine immer wichtigere gesellschaftliche Sozialisationsinstanz darstellen. Gerade in der Gegenwartsgesellschaft so zentrale Leitideen wie Eigenverantwortlichkeit, Selbstorganisation, Flexibilität, Wettbewerb und Vernetzung werden hier eingeübt, und zwar unabhängig von direkt mit Studium und Lehre verbundenen Nutzenerwartungen. Dabei stellt das vielfach als zu rigide kritisierte Studienkorsett der Bachelor- und Masterstudiengänge nur eine Seite der Medaille dar, deren andere und in der Hochschulforschung weitaus weniger beachtete Seite in der kontinuierlichen Arbeit an einer individualisierten Biographie mit Auslandsaufenthalten, Praktika, Soft Skills und der Ausbalancierung von Studium, Jobben, Freund- und Partnerschaften besteht. In theoretischer Hinsicht wäre es hier sinnvoll, die Hochschulforschung an allgemeine soziologische Konzepte anzuschließen, die unter Stichworten wie Individualisierung, „governmentality“ und Enttraditionalisierung von Lebenswelten den grundlegenden gesellschaftlichen Wandel hin zu post-traditionalen Lebensentwürfen und Identitätskonstrukten zu erfassen versucht (vgl. *Reckwitz 2010*). In empirischer Hinsicht eröffnet der gesellschaftliche Druck zur individualisierten Biographie zahlreiche Forschungsperspektiven, so zum Beispiel auch im Hinblick auf

⁹Diese allerdings noch nicht um den Effekt der Schulzeitverkürzung bereinigte Zahl entstammt der *Autorengruppe Bildungsberichterstattung (2012, S. 126)*.

diejenigen, die ihr Studium nicht abschließen, im Deutschen Studienabbrecher genannt. Was dieser Druck bedeutet, ist gerade in Bezug auf die Folgen für Individuum und Gesellschaft von Interesse, und auch hier sollte man die sehr vielschichtigen indirekten Folgen und Prozessdynamiken, sich selbstverstärkende Exklusionseffekte, aber auch ungeahnte Handlungschancen in den Blick nehmen.

2.2.3 Innovation und Transfer

Während „Wissenschaftlicher Wandel“ und „Studierende und Absolventen“ sich auf die beiden klassischen Missionen der Universität, Forschung und Lehre, beziehen, richtet sich der Themenkomplex „Innovation und Transfer“ auf die so genannte dritte Mission, die erst seit den 1980er Jahren zu einem großen Thema der Hochschulpolitik und -forschung wurde.¹⁰ Sichtbares Zeichen der „dritten Mission“ sind die Gründung von Technologietransferstellen, Wissenschaftsparks, regionalen Clustern aus Universitäten und Industrieunternehmen sowie eine Vielzahl hierauf bezogener politischer Programme. Für die Universitäten ist damit zumeist die Hoffnung verbunden, durch Einnahmen aus unternehmerischer Tätigkeit die Ressourcenbasis zu erweitern. Dieses Ziel wird in der Regel jedoch verfehlt. Selbst in den USA, deren Technologietransferstellen weltweit als beispielhaft gelten, rechnen sich diese Stellen wirtschaftlich bis auf wenige Ausnahmen nicht (*Siegel et al. 2003*). Direkte monetäre Effekte sollte man also weniger erwarten. Geht man jedoch vielmehr von darüber hinausgehenden Folgen und deren Prozessdynamiken aus, so sind Transferstellen möglicherweise weitaus weniger folgenlos. Sie verbreiten die Idee der unternehmerischen Universität und sind somit im Sinne der organisationswissenschaftlichen Innovationsforschung Promotoren des Wandels in Universitäten.

Besonders erfolgreiche Beispiele von Universitäts-Industriekooperationen, die zu nachhaltigen Clustern geführt haben, zeigen zudem, dass ihre Entstehung ebenfalls zahlreichen Zufällen und Pfadabhängigkeiten unterliegt, die sich direkten Steuerungsbemühungen entziehen. Die Literatur zu den kontingenten Ursprüngen des Silicon Valley und den zahlreichen teils gescheiterten, teils erfolgreichen Bemühungen, das Silicon Valley als Modell andernorts zu kopieren, ist mittlerweile Legion (vgl. *Saxenian 1998; Padgett/Powell 2012, Kap. 17; Casper 2007*). Am Beispiel derartiger Cluster zeigt sich zudem, wie wichtig die räumliche Dimension in zunehmend globalisierten Wissenschafts- und Wirtschaftsnetzwerken ist. Darüber hinaus zeigen sowohl das Gelingen als auch das Scheitern, dass Prozesse der Entstehung nachhaltig wirksamer Cluster sich nicht nach dem naturwissenschaftlichen Ideal der Vorhersage und Kontrolle modellieren und zielgerichtet steuern lassen.

¹⁰Die folgenden Ausführungen stützen sich auf die Beiträge in Teil IV in *Padgett und Powell (2012)*, *Geuna und Muscio (2009)*, *Siegel et al. (2003)* sowie *Casper (2007)*.

Die zunehmend engen Universitäts-Wirtschaftsbeziehungen werfen auch eine Reihe normativer Fragen auf, denen man sich ebenfalls stellen muss. Die Kernfrage, die sich stellt, lautet dabei: Wie kann man die dritte Mission ernst nehmen, ohne die klassischen Missionen Forschung und Lehre zu korrumpieren? Aus Sicht der Managementforschung würde man hier zugunsten von Ambidexerität, also Beidhändigkeit, argumentieren und sich fragen, wie es einer Organisation gelingen kann, das eine zu tun, ohne das andere zu lassen, und zudem nach Komplementaritäten zu suchen. Aber auch hier gibt es kein allgemein-gültiges Rezeptwissen, sondern eher tastende Versuche aller Beteiligten, die kontroversen und beobachterabhängigen Einschätzungen unterliegen.

2.2.4 Governance und Organisation

Der letzte Themenkomplex, anhand dessen die in diesem Beitrag grob skizzierte Perspektive von Bedeutung sein wird, lautet „Governance und Organisation“.¹¹ In den letzten Jahren zeigt sich, dass das traditionell in Deutschland und anderen Staaten dominante Governance-Regime, das aus dem Zusammenspiel von staatlicher Regulierung und akademischer Selbstorganisation besteht, erheblich komplexer geworden ist. Dies ist auf das Auftreten neuer Steuerungsinstanzen und einen Wandel der traditionellen Steuerungsinstanzen zurückzuführen. Neue Instanzen, wie z. B. Akkreditierungs- und Evaluationsagenturen sowie Hochschulräte, entfalten Steuerungswirkungen, und der Einfluss der Medienöffentlichkeit und anderer gesellschaftlicher Akteure steigt. Zugleich zieht sich der Staat aus der Detailsteuerung zurück; vielmehr wirkt er über Zielvereinbarungen und die Schaffung von Wettbewerbsstrukturen regulativ auf die Hochschulen ein.

Diese Veränderungen im Verhältnis von Hochschule, Staat und Zivilgesellschaft führen auch zu einem Wandel auf der Organisationsebene der Universität, die zunehmend in einen einheitlich handlungs-, entscheidungs- und strategiefähigen organisationalen Akteur transformiert wird. So gewinnt z. B. das Thema „Führung“ bzw. „Leadership“, das in einer lose gekoppelten Expertenorganisation wie der Universität historisch kaum eine eigenständige Rolle spielte, zunehmend an Bedeutung. Ebenso werden Managementkapazitäten an Universitäten in einem historisch ungekannten Maße aufgebaut. Abteilungen für Forschungs- und Lehrmanagement sowie Personal- und Organisationsentwicklung gehören mit zu den am stärksten wachsenden Bereichen an Universitäten. Auch diese Entwicklungen werfen eine Reihe von Fragen für eine soziologisch fundierte Hochschulforschung auf, die von transintentionalen Prozessdynamiken ausgeht: Wie ist das Verhältnis von diskursivem Wandel, wie er sich etwa in hochschulpolitischen Programmen, hochschulischen Strategiepapieren und Leitbildern

¹¹ Einen guten Überblick über die mittlerweile kaum noch überschaubare Literatur zum Thema „Governance und Organisation“ liefern die Sammelbände von *Heinze und Krücken (2012)* sowie *Wilkesmann und Schmid (2012)*.

manifestiert, zum Wandel auf der Handlungs- und Organisationsebene? Welche Pfadabhängigkeiten und Übersetzungslogiken sind hier zu beobachten? Was bedeutet die zunehmende Durchdringung der Universitätsorganisation von Managementprinzipien? Findet hier, zugespißt formuliert, eine systemfremde und letztlich schädliche Verbetriebswirtschaftlichung der Wissenschaft statt, oder werden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler hierdurch entlastet, um ihrer Tätigkeit in Forschung und Lehre besser nachgehen zu können? Auch hier zeigt sich wieder, dass es weniger um die direkten Effekte als um die langfristigen Folgeverkettungen geht. Und auch wenn es hier wiederum kein objektives Maß zur Beurteilung der Reformprozesse gibt und diese nur in der Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Akteuren einzuschätzen sind, so stellt sich doch die Frage, wie der Universitätsorganisation angemessene Governance- und Organisationsformen auszusehen haben. Ich denke, dass hier Einsichten der transdisziplinären Systemtheorie zur Steuerung komplexer Systeme in Natur und Gesellschaft mit Einsichten der Hochschulforschung zu kombinieren sind.

3 Abschließende Überlegungen

Die hier beschriebenen vier Themenkomplexe, die den neu strukturierten Arbeitsbereichen des INCHER-Kassel entsprechen, sind inhaltlich eng miteinander vernetzt. Es ist zu erwarten, dass nicht-antizipierte, transintentionale Folgeverkettungen und Prozessdynamiken gerade zwischen den Bereichen stattfinden. Ebenso zeigen all die genannten Beispiele, und hier komme ich nun zum Abschluss wieder auf die Ausgangsfrage des Beitrags zurück, wie stark Mythenbildung die hier beschriebenen Prozesse und Prozessdynamiken begleitet. Interessanterweise sind es jedoch kleinere, alltäglichere Mythen, keine großen, zu Beginn des 21. Jahrhunderts als quasi-zeitlich erscheinenden Geschichten von Fortschritt und Rationalität á la Max Weber oder John Meyer, die in den genannten Beispielen eine Rolle spielen. Auffällig ist dabei auch, dass die heutzutage den Bereich Hochschule und Gesellschaft prägenden Mythen oft auch oral überliefert werden und sich nicht zwangsläufig in den rationalisierten Strukturen der Moderne niederschlagen. Sie liefern Anlässe für Geschichten, die man vom Hörensagen kennt, und stehen damit durchaus in der Tradition ihrer antiken und ethnologisch gut untersuchten Vorbilder. Im Unterschied hierzu bleibt ihre Integrationskraft jedoch häufig begrenzt, denn einerseits pluralisiert sich die Mythenbildung, andererseits sind sie zeitlich nur begrenzt haltbar. Die Pluralisierung zeigt sich daran, dass Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ganz andere Mythen pflegen als die Hochschulverwaltung und das Hochschulmanagement, und dies unter dem Dach einer Organisation. Dies führt häufig zu Konflikten, die sich nur schwer auflösen lassen, da Mythen eine recht robuste und überzeugungsresistente Struktur aufweisen. Ebenso sind sie nicht so auf Dauer gestellt wie die von Generation zu Generation tradierten Mythen, die Historiker und Ethnologen so faszinieren, sondern eher vergänglicher Natur. So erhält man eine Vielzahl unterschiedlicher und nicht im Rahmen

einer Meta-Erzählung konsistent aufeinander abgestimmter Erzählungen: Der Mythos des starken Präsidenten in der Exzellenzinitiative, der den Universitätstanker mit starker Hand steuert, oder der mit Bill Gates und Steve Jobs begründete Mythos des erfolgreichen Studienabbrechers.¹² Auch der Fall des Silicon Valley eignet sich hervorragend zur Mythenbildung, und organisierte Bustouren, die sprichwörtliche Erfinder-Garagen und Straßencafés, in denen die ersten Geschäfte getätigt wurden, abklappern, bedienen sich dieser Erzählungen. Zugleich können Organisationsreformen ohne eine kleine Erzählung von Erfolg und zugleich möglichem Scheitern heutzutage vermutlich gar nicht initiiert und durchgeführt werden. Führungspersönlichkeiten und -stile werden ebenso mythisch überhöht wie Einzelschicksale und vermeintliche „best practices“ in Universitätsorganisationen, und auch das Scheitern erhält seinen legitimen Platz in einer Gesellschaft, die immer weniger an große Erzählungen von Fortschritt und Rationalität glaubt – die Universität als post-heroischer Mythos.

Und Rationalität? Ist die Universität als Vielzahl kleinerer Erzählungen – und damit gerade nicht als Verkörperung einer großen Erzählung – auch rational? Ich denke ja. Ich lege hier einen bescheidenen Rationalitätsbegriff zugrunde, der sich von den wissenschaftsphilosophischen Prämissen, die ich zu Beginn des Beitrags benannte, ebenso weit entfernt hat wie von den hierzu komplementären soziologischen Überlegungen zur gesellschaftlich einzigartigen Funktion von Universitäten. Soziologisch sehe ich es als besonders vielversprechend an, Rationalität über gesellschaftliche Anerkennung zu definieren, wobei diese Anerkennung immer als Resultat kontingenter und sich verändernder Bedingungen zu verstehen ist. Eine zentrale intellektuelle Herausforderung der wissenschaftlichen Reflexion über Universitäten sehe ich darin, den soziologischen Fokus auf gesellschaftliche Anerkennung mit neueren Ansätzen der Wissenschaftstheorie zu verbinden, in denen traditionelle Einheitsvorstellungen von wissenschaftlicher Objektivität und Rationalität pluralisiert und historisch kontextiert werden (vgl. Galison/Stump 1996; Daston/Galison 2007). Dies erfordert ein erhebliches Maß an interdisziplinärer theoretischer und empirischer Forschung, von der die Hochschulforschung insgesamt profitieren kann. Beschränkt man sich auf den soziologischen Beitrag zu dieser Diskussion und versteht Rationalität als gesellschaftlich zugeschrieben und nur in diesem Sinne als objektiv, so wird man nicht umhin kommen, der Universität ein Höchstmaß an Rationalität zu attestieren. Die Universität ist trotz aller Kritik und professoraler Lamenti eine gesellschaftlich hoch anerkannte Institution, „alive and kicking“. Dass sie über ein hohes Maß an gesellschaftlicher Legitimität verfügt, zeigt sich bei allen drei Missionen der Universität. So steigen die Studierendenzahlen kontinuierlich, und frühe Warnungen vor „over-education“ spielen heutzutage kaum noch eine Rolle; ebenso wird die Forschung an Universitäten staat-

¹²Ein deutschstämmiger „business angel“ im Silicon Valley glaubt so fest an diesen Mythos, dass er jedem bis zu 100 000 Dollar für eine gute Geschäftsidee spendiert, aber nur, wenn es sich um einen max. 21-jährigen Studienabbrecher handelt (*Die Süddeutsche*, 22.08.2012).

lich und auch von Unternehmensseite breit gefördert; und schließlich steigt die politische und wirtschaftliche Förderung von Aktivitäten im Bereich der dritten akademischen Mission, die sich auf direkte Beiträge zu Innovation und Transfer beziehen. „Überleben“, so das zentrale Erfolgs- und Rationalitätskriterium aus Sicht der Organisationsforschung, ist bei der Organisation der Universität vermutlich gesichert wie bei kaum einer anderen der uns heute bekannten Organisationen, auch wenn die spezifischen Organisationsformate und die in ihnen stattfindenden Aktivitäten einem erheblichen Wandel unterworfen sind. Man vergleiche nur die Parteien- und Unternehmenslandschaft vor 100 Jahre mit der heutigen und sieht sofort, dass deutsche Universitätsorganisationen die beiden Weltkriege, die Demokratisierung der Gesellschaft, die Teilung und Wiedervereinigung Deutschlands erfolgreicher überstanden haben als die meisten Unternehmen und Parteien. Es ist natürlich offen, was das für die weitere Entwicklung aussagt, aber historische Pfadabhängigkeiten und gesellschaftliche Anerkennung sind für die weitere Prozessdynamik von hoher Bedeutung.

Literatur

Ash, Mitchell G. (Hrsg.) (1999): Mythos Humboldt: Vergangenheit und Zukunft der deutschen Universitäten. Wien u. a.

Autorengruppe Bildungsberichterstattung (Hrsg.) (2012): Bildung in Deutschland 2012. Ein indikatorengestützter Bericht mit einer Analyse zur kulturellen Bildung im Lebenslauf. Bielefeld.

Bell, Daniel (1973): The Coming of Post-Industrial Society. New York

Brisson, Luc (1998): Plato the Mythmaker. Chicago

Casper, Steven (2007): Creating Silicon Valley in Europe: Public Policy towards New Technology Industries. Oxford

Cassirer, Ernst (1949): Vom Mythos des Staates. Zürich

Daston, Lorraine; Galison, Peter (2007): Objektivität. Frankfurt a. M.

Elster, Jon (1987): Subversion der Rationalität. Frankfurt a. M./New York

Florida, Richard (2002): The Rise of the Creative Class. New York

Florida, Richard (2005): Cities and the Creative Class. New York

Galison, Peter; Stump, David J. (Hrsg.) (1996): The Disunity of Science: Boundaries, Contexts, and Power. Palo Alto

Geuna, Aldo; Muscio, Alessandro (2009): The Governance of University Knowledge Transfer: A Critical Review of the Literature. In: Minerva 47, 2009, 1, S. 93–114

Gibbons, Michael; Limoges, Camille; Nowotny, Helga; Schwartzman, Simon; Scott, Peter; Trow, Martin (1994): The New Production of Knowledge. The Dynamics of Science and Research in Contemporary Societies. London/Thousand Oaks/New Delhi

Girard, René (2005): Die verkannte Stimme des Realen: Eine Theorie archaischer und moderner Mythen. München u. a.

Gordon, Peter E. (2012): Continental Divide: Heidegger, Cassirer, Davos. Cambridge

Greshoff, Rainer; Kneer, Georg; Schimank, Uwe (Hrsg.) (2003): Die Transintentionalität des Sozialen – Eine vergleichende Betrachtung klassischer und moderner Sozialtheorien. Wiesbaden

Heinze, Thomas; Krücken, Georg (Hrsg.) (2012): Institutionelle Erneuerungsfähigkeit der Forschung. Wiesbaden

Kehm, Barbara M.; Schomburg, Harald; Teichler, Ulrich (Hrsg.) (2012): Funktionswandel der Universitäten. Differenzierung, Relevanzsteigerung, Internationalisierung. Frankfurt a. M./New York

Kerr, Clark (2001): The Uses of the University. Fifth Edition. Cambridge

Krücken, Georg; Drori, Gili S. (Hrsg.) (2009): World Society. The Writings of John Meyer. Oxford

Luhmann, Niklas (1973): Zweckbegriff und Systemrationalität: Über die Funktion von Zwecken in sozialen Systemen. Frankfurt a. M.

Luhmann, Niklas (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft. 2 Bde. Frankfurt a. M.

Mansfield, Edwin (1991): Academic Research and Industrial Innovation. In: Research Policy 20, 1991, 1, S. 1–12

Merton, Robert K. (1936): The Unanticipated Consequences of Purposive Social Action. In: American Sociological Review 1, 1936, 6, S. 894–904

Merton, Robert K.; Barber, Elinor (2004): The Travels and Adventures of Serendipity. Princeton

Meyer, John W.; Schofer, Evan (2007): The University in Europe and the World: Twentieth Century Expansion. In: Krücken, Kosmützky u. a. (Hrsg.): Towards a Multiversity?. Bielefeld, S. 45–62

Musselin, Christine (2007): Are Universities Specific Organisations? In: Krücken, Kosmützky u. a. (Hrsg.): Towards a Multiversity?. Bielefeld, S. 63–84

Nowotny, Helga; Scott, Peter, Gibbons, Michael (2001): Re-Thinking Science. Knowledge and the Public in an Age of Uncertainty. Oxford

Padgett, John F.; Powell, Walter W. (2012): The Emergence of Organizations and Markets. Princeton/Oxford

Parsons, Talcott; Platt, Gerald M. (1973): The American University. Cambridge

Proctor, Robert N. (1991): Value-Free Science? Purity and Power in Modern Knowledge. Cambridge

Reckwitz, Andreas (2010): Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne. Weilerswist

Saxenian, Annalee (1998): Regional Advantage. Culture and Competition in Silicon Valley and Route 128, 5th edition. Cambridge

Shavit, Yossi; Arum, Richard; Gamoran, Adam (Hrsg.) (2007): Stratification in Higher Education: A Comparative Study. Palo Alto

Siegel, Donald S.; Waldman, David; Link, Albert (2003): Assessing the Impact of Organizational Practices on the Relative Productivity of University Technology Transfer Offices: An Exploratory Study. In: *Research Policy* 32, 2003, S. 27–48

Stephan, Paula (2012): How Economics Shapes Science. Cambridge

Stichweh, Rudolf (2006): Die Universität in der Wissensgesellschaft. Wissensbegriffe und Umweltbeziehungen der modernen Universität. In: *Soziale Systeme* 12, 2006, 1, S. 33–53

Süddeutsche.de (2012): Auf der Suche nach der Zukunft.

<http://www.sueddeutsche.de/politik/facebook-investor-peter-thiel-auf-der-suche-nach-der-zukunft-1.1446784> vom 22.08.2012 (Zugriff: 26. Februar 2013)

Teichler, Ulrich (1999): Research on the Relationships between Higher Education and the World of Work: Past Achievements, Problems and New Challenges. In: *Higher Education* 38, 1999, 2, S. 169–190

Trow, Martin (2010): Twentieth Century Higher Education: Elite to Mass to Universal. Baltimore

Weber, Max (1920): Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie. Band I. Tübingen

Weber, Max (1922): Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen

Weber, Max (1988): Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, Band I. Original 1920. Tübingen

Weingart, Peter (2001): Die Stunde der Wahrheit? Vom Verhältnis der Wissenschaft zu Politik, Wirtschaft und Medien in der Wissensgesellschaft. Weilerswist

Wilkesmann, Uwe; Schmid, Christian J. (Hrsg.) (2012): Hochschule als Organisation. Wiesbaden

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. Georg Krücken
Internationales Zentrum für Hochschulforschung Kassel
INCHER-Kassel
Universität Kassel
Mönchebergstraße 17
34109 Kassel
E-Mail: kruecken@incher.uni-kassel.de

Professor Dr. Georg Krücken ist Geschäftsführender Direktor des International Centre for Higher Education Research Kassel (INCHER) und Professor für Hochschulforschung der Universität Kassel (Fachbereich Gesellschaftswissenschaften).